



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hagen, Maximilian von: Die Nachfolge Bismarcks

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ergreifen, um der terroristischen und provokatorischen Tätigkeit jener heimlichen Organisationen ein Ende zu machen, die zugleich der Regierung und den politischen Parteien dienen, an deren Spitze Leute stehen, die sich im Staatsdienste befinden und die über dunkle Gelder verfügen. „Bewahren Sie dadurch“, so ruft er Stolypin zu, „auch andere Staatsmänner vor der gleichen schweren Lage, in der ich mich befunden habe.“ Stolypin hat es vorgezogen, auf die Briefe des Grafen Witte hin nichts zu tun. Er brauchte wohl die Leute noch, deren Beseitigung sein Vorgänger hier verlangte. Nicht lange danach ist er dem graufigen Schicksal, das Witte zugebracht war, selbst anheim gefallen. Das System aber, das Witte so tapfer und energisch bekämpft hat, besteht noch bis heute.



Die Nachfolge Bismarcks

Von Maximilian von Hagen



Das Schicksal hat es gefügt, daß wir den Tag der Reichsgründung und den hundertsten Geburtstag ihres Vollbringers, Otto von Bismarck, nicht als Tage nationaler Aufrüttelung zu feiern brauchten, daß wir sie vielmehr begehen durften als Tage der Ermutigung und der Erinnerung an ähnlich schwere Zeiten, aus denen wir zu herrlichen Zielen hinausgeführt wurden. Denn der große Krieg, der eine angemessene Feier dieser Gedenktage verbot, hat selbst die kühnsten Hoffnungen übertroffen, die der Baumeister unseres Staates in die Lebensfähigkeit seines Werkes zu setzen wagte. Wie ein Mann hat sich Deutschland erhoben, um das Erbe seines größten Staatsmannes zu schützen und in seinem Geiste weiterzuführen. Ohnegleichen ist die Einigkeit, die wir solange entbehren mußten und die auch Bismarck oft so bitter vermischte, nachdem er mit der Reichsgründung seine eigentliche Lebensaufgabe erfüllt hatte. Der Geist der Freiheitskriege und ihres Vollenders lebt wieder in unserem ganzen Volk, das dem Rufe zu den Fahnen mit nie erhörter Hingabe gefolgt ist und in allen Schichten und Generationen an Opferwilligkeit keine Grenzen kennt. Nirgends ist Raum für Furcht und Sorgen, allgemein nur das Ahnen einer schöneren Zukunft. Vergessen sind darum die Tage, da wir in Bitterkeit über Parteihader und Feindesbosheit der Vergangenheit gedachten, da wir uns an den Taten unserer Vorfahren aufrichteten, wenn der Friede faul zu werden drohte. Nachdem wir uns aber würdig gezeigt ihrer rastlosen Arbeit am Werke der deutschen Zukunft, durften wir auch Marksteine unserer Geschichte, wie es der

hundertste Geburtstag des größten deutschen Kanzlers war, nicht ungenutzt lassen: nicht zu einer sinnlosen Vergötterung seiner unsterblichen Verdienste, die nur ablenken könnte von den großen Zielen, auf die unser Blick jetzt allein gerichtet sein muß; wohl aber zur Selbstbesinnung über eine wahre, produktive Nachfolge, wie sie solchen Helden allein geziemt und wie sie auch uns Epigonen allein förderlich ist.

Und da ist es kein Zweifel, daß wir auch hier umzulernen haben, wenn wir nicht Sklaven der Vergangenheit bleiben wollen. Schon Fürst Bülow klagte einmal in einer ebenso bedeutsamen wie unbeachteten Reichstagsrede über die dogmatifizierende Kanonisierung eines mißverstandenen Bismarck, durch die der große Kanzler in echt deutscher Ideologie je nach der Parteirichtung in ein System oder ein Schema gebracht würde, an dem man dann die Gegenwart zu messen suche. Daß eine solche Nachfolge Bismarcks unhistorisch ist, wird sich durch ein paar methodische Gedanken mit Leichtigkeit erweisen lassen.

Es ist klar, daß man Bismarck nach einer solchen Praxis an der Hand seiner Hinterlassenschaften oder gar mit Hilfe von Nachschlagewerken, die diese nach bestimmten Gesichtspunkten „ausgezogen“ und ihres Zusammenhanges beraubt haben, ebensosehr als Kriegsmann mit Kürass und Pallasch, wie als Friedenspolitiker und ehrlichen Mäler mit Palme und Wage darstellen könnte; ebenso auch als überzeugten Imperialisten wie als „rückständigen“ Kontinentalpolitiker, als Sozialisten oder als Reaktionär, als Gegner Roms und als Kanossagänger, als Freund der Konservativen, Nationalliberalen und des Zentrums und so fort. Und doch würde man mit allem, selbst für den beschränktesten Zeitraum seiner Amtszeit, niemals das richtige treffen, da Bismarck sich in seinem ständigen Kampf mit Parteien und Prinzipien nie anders als im Rahmen der Entwicklung erfassen läßt.

Trotzdem kann eine wissenschaftliche, das ganze Material kritisch-voraussetzungslos verarbeitende, von Haß und Liebe freie, geschichtliche Darstellung eines politischen Problems, unter dem Gesichtspunkte seiner Beziehungen zu Bismarck betrachtet, auch der Politik manch brauchbare Anregung geben, wenn man dabei niemals die *conditio mutatis mutandis et cum grano salis* außer acht läßt. Immer aber wird eine Darstellung, die Bismarcks Politik zugunsten einer Parteidoktrin vergewaltigt, wegen dieser Tendenz von vornherein abzulehnen sein, weil sie von dem sowohl wissenschaftlich wie künstlerisch allein berechtigten Ideal historischer Objektivität weit entfernt ist, einem Ideal, das einer geschichtspolitischen Untersuchung allein Wert verleihen kann. Dahingegen verlockt jede sinngemäße Übertragung historischer Aussprüche sowohl taktisch wie faktisch immer zur Verallgemeinerung, selbst wenn diese vom Verfasser nicht einmal beabsichtigt wird. Denn das Odium aller Zitate, sofern sie nicht genau lokalisiert werden, bringt es mit sich, daß selbst die, welche sich der kritischen Schwierigkeiten ihrer Benutzung bewußt sind, ihrem Zwange vielfach verfallen. Die Worte der Bibel sind auf diese Weise mißbraucht worden zu allen Zeiten. Das Fragen

nach Bismarck, das Belegen mit Bismarck aber hat zu einer ähnlichen Gefahr geführt. Wird nämlich dieses scheinbar historische Bedürfnis unserer öffentlichen Meinung zum „praktisch-agitatorischen Verdrehungsmittel“, so beginnt diese „Kalamität“ (um Fürst Bülow's Worte zu wiederholen) unerträglich zu werden, gerade weil alle, die es anwenden, sich mit einem naiven Hinweis auf die historischen Belege ihrer Ansicht immer zu rechtfertigen versuchen werden.

Wenn es aber schon mißlich ist, aus Bismarck's Politik, die sich unter ganz anderen als den heutigen Verhältnissen entwickelte, seine Stellung in der jedesmaligen gegenwärtigen Situation erraten zu wollen, so ist es noch viel bedenklicher, aus den Ergebnissen solcher Rätsellösungen die wahre Politik der Gegenwart zu konstruieren. Nun will zwar kein Bismarckpolitiker bismarckorthodox heißen, weil er als denkender Mensch unmöglich wünschen könnte, daß die Lehren und Mittel der Vergangenheit als Normalkodex für alle künftigen Situationen aufgestellt und befolgt werden sollten; er müßte denn den Entwicklungsgedanken streichen wollen, den doch Bismarck bei allem Verständnis für die Tradition niemals außer acht gelassen wissen wollte, denn „Rom ward nicht an einem Tage erbaut und sehen auch nicht alle Häuser gleich darin aus, so wenig wie die Einwohner, die dennoch alle Römer sind“. Auch dürfte er es politisch oft recht unpraktisch finden, die Bahn solcher Bismarckromantik konsequent zu verfolgen. Dennoch bleibt er dem Götzendienste verfallen, solange er seine Augen „zurück zu Bismarck“ wendet, um hier die allein gültige Antwort auf ein Problem der Gegenwart zu erhalten. Greift er nämlich in solcher Absicht zu Bismarck, so nimmt es bei dem Mangel an organischem Sehvermögen, das bis zu einem gewissen Grade alle Theoretiker auszeichnet, auch nicht wunder, wenn sich unter seinen Bismarckbelegen, die die jedesmalige Lage grell beleuchten sollen, tendenziös gewählte Worte aus Bismarck's langer Kanzlerschaft in traurem Vereine neben Aussprüchen des Alten vom Sachsenwalde einfinden, mit dem Erfolge, daß sie schiefe Vorstellungen erwecken von einer Einheit des politischen Denkens des amtlichen und nachamtlichen Bismarck. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Zeit seiner inoffiziösen Politik in den Hamburger Nachrichten abhängig war von der jedesmaligen Stimmung des grollenden Achill von Friedrichsruh und seinen jedesmaligen Beziehungen zum Berliner Hofe; sie darf darum nicht als gleichwertiger Maßstab für seine politische Gesinnung genommen werden, die die Bismarckpolitiker freilich als unveränderlich empfinden, wird vielmehr stets, auch vom Historiker, nur mit Vorsicht, ja mit Mißtrauen zu Rate zu ziehen sein. Im Grunde ist sie nur für den Biographen psychologisch interessant, für den Politiker aber bleibt sie eine gefährliche, weil geschichtlich nicht einwandfreie Quelle. Freilich hat man gerade von seiten der Bismarckpolitiker die Annahme mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, als ob die Prinzipien ihres politischen Heiligen jemals ernstlich zu trüben gewesen wären. Allein gerade bei Bismarck, aus dessen dämonischem Bilde wohl niemand Zorn und Haß beseitigen könnte oder möchte, war die

Opposition gegen die Politik des „neuen Kurses“ nur allzu begreiflich, weil „allzu menschlich“. Wer daher seine Äußerungen aus jener Zeit mit unbefangenen Auge liest, wird sie für einseitiger halten müssen, als die früheren. Daß Bismarck in der Politik die Kunst des Möglichen sah und darum schon frühzeitig dem Prinzip der Prinziplosigkeit huldigte, indem er an Grundsätzen nur festzuhalten wünschte, „solange sie nicht auf die Probe gestellt werden“ — schon diese Tatsache allein kennzeichnet hinlänglich die Fährnisse einer gedankenlosen Nachfolge des großen Kanzlers.

Gegen eine solche hat sich denn auch niemand mehr als Bismarck selbst gewandt. Denn er wußte, daß es niemals zwei ganz gleiche Lagen gibt, und daß „nichts in der Welt dauernd ist“, daß man sich daher nicht einmal selbst kopieren sollte. Jeder, der die „Gedanken und Erinnerungen“ zu lesen versteht, weiß, wie sehr er bei dem fortwährenden Wechsel der Situationen und Fragen, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, von der Vergänglichkeit politischer Maxime überzeugt war und wie weit er davon entfernt blieb, mit seinen Memoiren ein Dogma für Deutschlands künftige Politik festlegen zu wollen. Vielmehr war seine damit befolgte Absicht keine andere, als durch das „Verständnis der Vergangenheit“ die Wege für die Zukunftspolitik erkennen zu lehren. Denn er sah in der Geschichte in ihrer Totalität ein Mittel zur Bekämpfung einer allzu doktrinären Betrachtung der Politik, die an Schlagwörter gebunden ist. Über diese aber war er alle Zeit erhaben und darum warnte er immer davor, seine Worte zu verallgemeinern und als Evangelium oder nur als seine feststehende Meinung auf den Schild zu heben oder gar aus gelegentlichen Äußerungen Schlüsse auf eine vermutete Gesamtschauung zu ziehen. Das Erscheinen von Buschs Tagebuchblättern veranlaßte ihn gegen jede derartige tendenziöse Zitatenausbeute einzuschreiten und seitdem hat er sich offenbar auch mit dem biographischen Problem erst intensiver befaßt.

Aus der Fülle derartiger Gedanken mag eine Anzahl charakteristischer Beispiele aus seinen Briefen und Gesprächen zur Illustration des Gesagten dienen. Denn sie haben zum Teil die Schlagkraft von Aphorismen und sind auch darum interessant, weil sie den Willensheros als bewußten Geistesmenschen erscheinen lassen.

Schon die Braut machte Bismarck des öfteren aufmerksam, daß die augenblickliche Stimmung, die einem Worte die charakteristische Färbung und damit die beste Prägung der Wahrheit gibt, für die Auslegung entscheidend sein muß, und daß dabei vor allem die Grundmelodie zu beachten ist, die „nicht immer deutlich durch die Variationen der Oberfläche klingt“; daß das geschriebene Wort dagegen etwas Schwerfälliges und Unzerstörbares an sich hat, weil ihm der erklärende Ton fehlt, und daß es darum wieder leicht zu viel sagt, weiter gedeutet oder mißverstanden werden kann; daß ihm endlich nicht anzusehen ist, „ob die Tinte, als sie naß war, ein neidendes Auge oder die Falten bekümmerten Ernstes gespiegelt hat“. Und an Leopold von Gerlach

schrieb er die nachdenklichen Worte, daß es uns überhaupt nicht gegeben sei „den ganzen Menschen zu Papier oder über die Zunge zu bringen, und daß wir die Bruchstücke, die wir zutage fördern, andere nicht so wahrnehmen lassen können, wie wir sie selbst empfinden, teils wegen der Inferiorität der Sprache gegen den Gedanken, teils weil die äußeren Tatsachen, auf die wir Bezug nehmen, sich selten unter dem gleichen Lichte darstellen, sobald der eine nicht die Anschauungen des anderen auf Glauben und ohne eigenes Urteil annimmt“.

Bei dieser tiefen Auffassung ist es erklärlich, daß er mit der oberflächlichen Ausnutzung beliebiger Zitate für die Darstellung seines Charakters oder seiner Anschauungen, wie sie Moritz Busch betrieb, wenig einverstanden war. Des öfteren hielt er ihm deshalb entgegen, daß die Art, seinen „inneren Menschen aus fragmentarischen Beobachtungen zu entziffern, zu gänzlich verfehlter Auffassung“ führen müsse, wenn anders er sich nicht durch seine Pedanterie, die abgerissene Bruchstücke von Konversationen verwerte, als ob sie „mit der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht“ geführt worden wären, veranlaßt fühlen solle, in keinem Augenblick die schriftliche Form und den amtlichen Rothurn zu verlassen! Und von Poschinger kennen wir den Bismarckschen Ausspruch: „Jedes in bewegter Zeit unter vier Augen gesprochene Wort gewinnt eine ganz andere Bedeutung, wenn es, aus dem Zusammenhang gelöst, nach Jahren vor das Publikum gebracht wird, welches die Situation nicht selbst erlebt hat.“ Bismarck weigerte sich daher mit Recht auch nach seiner Entlassung, für alle in zwangloser politischer Konversation „ohne Zeugen und ohne Stenogramm“ ausgesprochenen Ansichten, die seinem „gewohnheitsmäßigen Bedürfnis nach politischer Aussprache“ entsprangen und nie den „Charakter einer systematischen Manifestation“ hatten, die volle Verantwortung zu übernehmen. Nach seiner treffenden Beobachtung verschieben sich derartige Äußerungen in der Tat im Gedächtnis des Zuhörers und bringen daher, vervollständigt und unterstrichen, auch bei ehrlicher Anknüpfung an wirklich Gesprochenes doch einen dem Urheber fremden und fernliegenden Gedanken zum Ausdruck. — Wieviel mehr sollten also erst wir Epigonen uns hüten, Bismarcksche Worte, die nur in ihrer Zeit verständlich sind, auf die Gegenwart anzuwenden und auszumünzen!

Natürlich haben auch unsere Bismarckpolitiker eine Vorstellung von den schon vom Altreichskanzler gerügten Folgen tendenziöser Geschichtsschreibung in politischer Absicht. Aber sie würden ihren jedesmaligen Zweck nicht mit demselben Erfolg erreichen, wenn sie jene prophetischen Warnungen im Bewußtsein ihres loyalen, trotz allen Kampfes gegen den „neuen Kurs“ doch auch wieder auf eine Erleichterung der Regierungspolitik gerichteten Charakters beherzigt und befolgt hätten. Darum arbeiten sie lieber, wenschon vielfach unbewußt, auch weiterhin mit Fleiß an der Modernisierung des Bismarckbildes, das ja politisch immer weniger in unsere Zeit zu passen scheint. Zweifellos ist dieses aber nicht nur mit Rücksicht auf die historische Objektivität viel zu groß, als daß es irgendwelche Übermalung oder Renovierung vertragen könnte

Denn sicherlich bedarf Bismarck nicht der Ehrenrettung, wenn eine Frage von heute in seiner Geschichte keine Antwort findet. Auch würde er sich mit Recht eine Identifizierung seiner Staatskunst mit der Politik derer, die auf seine Fahne schwören, bestimmt verbeten haben, da sie oft eine Antizipierung von Gedanken darstellt, die seinem Zeitalter fernlagen und fernliegen mußten. Nun aber ist jeder, auch der größte Geist, ein Kind seiner Zeit, und es ist unerfindlich, wie in der Konstatierung dieser historischen Grundtatsache eine Überhebung gesehen werden kann. Bismarcks Genie aber war es, daß er die Sehnsucht seines Jahrhunderts erkannte und so erfüllte, daß alles, was darüber hinaus noch zu tun blieb, den kommenden Geschlechtern überlassen werden konnte. Wer zu ihm zurück will, denkt daher nicht in seinem Geiste, der Vergangenheit und Zukunft so wunderbar zu verknüpfen verstand. Unübertrefflich hat dies Fürst Bülow mit folgenden Worten ausgedrückt, die diese Gedanken beschließen mögen:

„Auch der größte Mann bleibt ein Sohn seiner Zeit, und die nach ihm kommenden Geschlechter können sich nicht darauf beschränken, seine Urteile, seine Auffassung, oder nun gar seine Mäuren blind nachzuahmen und nachzumachen, sondern sie müssen mit der Entwicklung der Dinge gehen, die nie stille steht, die auch das größte Genie nicht vorhersehen, geschweige denn vorzeichnen kann Wenn die Entwicklung der Dinge es verlangt, daß wir über Bismarcksche Ziele hinausgehen, so müssen wir es tun, selbst wenn Fürst Bismarck seinerzeit unter scheinbar ähnlichen Verhältnissen anders geurteilt hat Die Nachfolge eines großen Mannes besteht nicht in der slavischen Nachahmung, sondern in der Fortbildung, selbst wenn sie auch hier und da zu einem Gegensatz führt. Und als praktische Politiker, als Männer, welche die Aufgaben des Tages zu lösen haben, müssen wir uns mit der Tatsache abfinden, daß wir keinen Fürsten Bismarck mehr haben.“

Der Name des Fürsten Bismarck, die Erinnerung an das, was Fürst Bismarck uns war, wird für alle Zeiten als Feuerfäule herziehen vor dem deutschen Volke Sein Name bleibt ein dauernder Besitz, eine Mahnung, ein Vorbild, ein Wahrzeichen, ein Stolz für unser Volk, eine Gewähr der Zukunft, ein Trost in sorgenvollen oder matten Tagen. Aber die Nation muß die Kraft in sich finden, auch ohne einen solchen Titanen auszukommen, wie ihn die Götter nur sehr selten . . . einem Volke schenken. Denn wenn der einzelne und auch der größte Genius sterblich ist, so ist doch die Nation unsterblich. Ihr Dasein hat mit dem Tode des großen Kanzlers nicht geendet. Und als Patrioten müssen wir, jeder an seinem Teile, darauf hinwirken, daß das Werk des großen Kanzlers erhalten bleibt.“